

Zeitschrift: Regio Basiliensis : Basler Zeitschrift für Geographie
Herausgeber: Geographisch-Ethnologische Gesellschaft Basel ; Geographisches Institut der Universität Basel
Band: 12 (1971)
Heft: 1

Artikel: Ein Ja zur Scholle im Unterengadin?
Autor: Nett, Jon
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1089188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Ja zur Scholle im Unterengadin?

JON NETT

Mit dieser Frage wurde ich persönlich mehrmals konfrontiert und jedesmal wurde mein Entscheid durch äussere Gegebenheiten beeinflusst. Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass meine ganze Arbeit in erster Linie auf Grund von persönlichen Kontakten mit dem Engadiner Bauerntum und weniger auf der Basis von schriftlichen Umfragen entstanden ist. Die Arbeit soll deshalb keine Analyse im wissenschaftlichen Sinne werden. Dazu fehlen mir die Voraussetzungen und die Zeit. Allen, die mir bei meiner Arbeit Auskunft gegeben und mich unterstützt haben, möchte ich bestens danken und wünsche allen bekannten und unbekannten Landsleuten, die sich der Landwirtschaft widmen, weiterhin Erfolg und Befriedigung in ihrem oft schweren Beruf¹.

1 Stand der Landwirtschaft

Ich möchte versuchen, der Frage der *Schrumpfung der Landwirtschaft im Engadin* nachzugehen und daraus die Möglichkeit eines «Ja zur Scholle» herauszukristallisieren, falls dieses Ja noch möglich ist. Dass eine Schrumpfung stattgefunden hat, ist sicher. Dieser erste Teil der Schrumpfung war gesund und notwendig; er muss aber aufhören, wenn die Landwirtschaft nicht dem Schrumpfungsprozess zum Opfer fallen soll. Gerade *Ramosch* ist eine von den wenigen Unterengadiner Gemeinden, die, abgesehen von ihren Fraktionen, nicht an Entvölkerung leidet. Das Bevölkerungstotal ist konstant geblieben. Im Hauptort, also in Ramosch, muss eine Zunahme festgestellt werden, um die Abnahme in den Fraktionen auszugleichen. Die in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung hat aber seit 1945 um ca. 33 % abgenommen. Es sind (ohne Bauern im Nebenberuf):

	1945	1970	
Ramosch	47	32	Betriebe
Vnà	27	18	Betriebe
Seraplana	9	7	Betriebe
	83	57	Betriebe

Die Abnahme der Betriebe spielt soweit keine entscheidende Rolle; denn der Tierbestand hat, bedingt durch die Umstellung vom Ackerbau auf Viehzucht und durch die bessere Düngung der Bergwiesen, sogar zugenommen. Ramosch war die Kornkammer des Engadins. Die Hektarerträge an Roggen standen weit über dem Weltmittel. Aber der Mangel an Arbeitskräften hat den Einsatz von Einachs-traktoren und Mähmaschinen nach sich gezogen. Die Bebauung der Ackerfläche am Hang und auf kleinen Parzellen ist mit Traktoren unmöglich. Während der Erntezeit fehlen die Tagelöhnerinnen und die ausländischen Arbeitskräfte von

¹ Die Redaktion hat den Verfasser gebeten, einen Diskussionsbeitrag aus der Sicht der Gebirgsbauern zum Aufsatz von P. Hugger, Das Nein zur Scholle, in RB XI/1 (1970) zu schreiben. Das Problem ist vielschichtig und bedarf auch der kombinatorischen Sicht des Geographen und der Einfühlungsgabe des Psychologen, damit das Bauerntum seinen selbstverständlichen Platz in der Gesellschaft unserer Zeit wieder einnimmt.

früher, und der Einsatz von Getreide-Erntemaschinen lässt sich kaum bewerkstelligen.

Der Unterengadiner Bauer musste *auf Viehzucht umstellen*, und die Erfolge sind in züchterischer Hinsicht ansehnlich. Die Voraussetzungen für diese Betriebsart wären am ehesten gegeben, aber gerade darin liegt eine Gefahr für die Landwirtschaft des Engadins. Die einseitige Arbeitsteilung funktioniert nur, wenn der Niederungsbauer seine Produkte, z. B. die Milch absetzen kann. In diesem Fall lohnt es sich für ihn, seinen Kollegen im Berggebiet die Aufzucht zu überlassen und im Herbst gesunde, gut gealpte Rinder zu beziehen. Stockt jedoch der Absatz wie bei der Milch, oder wird sie kontingentiert, dann weicht er aus und züchtet selber nach. Der Bergbauer findet dann keine Käufer für seine Produkte (Nutzvieh). Dies war im Herbst 1970 der Fall. Solche Vorfälle treffen gerade ihn am meisten; er kann kaum ausweichen. Er sieht sich von allen verlassen und versteht nicht, warum gerade er, der Schwächste, für den Segen eines guten Sommers bestraft werden muss. Es bedarf dazu nicht einer Überproduktion, wie behauptet wird: Ein früher Frühling, ein ausgeglichener Sommer und ein warmer Herbst genügen, um eine Steigerung der Produktion um 5 bis 10 % hervorzurufen. Ausserdem kommt hinzu, dass der Bauer seinen Betrieb nicht in einem Monat oder Jahr umstellen kann. Eine Zucht aufzubauen, ist das Werk einer langen Zeit, ein Lebenswerk. Darum muss man sich überlegen, ob die Umstellung der Berggebiete allein auf Zuchtbetrieb nicht soweit tunlich zu vermeiden wäre. Ich denke dabei an Mast in beschränktem Mass. Eventuell müsste eine Arbeitsteilung geplant und strikte durchgeführt werden. Durch die Teilumstellung auf Mast müsste ein Teil der ehemaligen Ackerfläche für Futtergetreide, eventuell für Silomais, wieder herangezogen werden. Dies kommt allerdings klimatisch nur für einige wenige Talgemeinden wie Scuol, Ramosch, eventuell Sent und Strada-Martina in Frage.

Für eine solche Umstellung wäre eine *Güterzusammenlegung* eine wichtige Voraussetzung, und nur Scuol besitzt sie im untersten Teile des Engadins schon. Können aber Ramosch, Sent und Tschlin eine Zusammenlegung planen? Gerade für Ramosch dürfte der Fall ziemlich schwierig sein, allerdings nicht unmöglich. Schwierig erstens einmal wegen der Kosten. Sie dürfte trotz hoher Subventionen noch eine empfindliche finanzielle Belastung für die Betriebe bringen. Zweitens decken sich Besitzer und Bewirtschafter nicht mehr in vollem Umfang. Für die Zusammenlegung bedarf es der Zustimmung oder zumindest des Stillschweigens der Besitzer, um sie an einer Versammlung durchzubringen. Die Last der Zusammenlegung müsste der Besitzer tragen. Einen wesentlich höheren Zins dürfte er jedoch kaum erwarten. Dies beweisen die Verhältnisse von Scuol. Viele grössere Parzellen werden dort nur von Auswärtigen entweder gratis oder zu einem symbolischen Pachtzins gemäht.

Man muss drittens noch einen wichtigen Punkt ins Auge fassen: nämlich die *Überalterung* der landwirtschaftlichen Bevölkerung in allen Gemeinden des Engadins, aber nicht in allen im gleichen Mass. Ich wähle wieder Ramosch, als meines Erachtens durchschnittlichen Fall: Von den 32 Bauern sind 29 ohne männliche Nachfolger in der Landwirtschaft, 3 haben noch kleinere Kinder. Die Kinder der andern sind schon in andern Berufen tätig, dürften also im besten Fall Landwirt-

schaft als Nebenerwerb betreiben. Dies hat allerlei Folgen, wie Desinteressiertheit, asoziales Verhalten gegenüber Gemeinschaftswerken etc. Von den 32 Bauern bewirtschaften 13 nur eigenen Boden, 17 haben Teilpachten, 2 sind Vollpächter. Zudem sind in allen drei Gruppen Kleinbauern vertreten (weniger als zehn Stück Grossvieh), haben also keine sichere Existenz durch die Landwirtschaft.

Bloss sechs bis acht Betriebe sind als mittlere Betriebe zu betrachten; nur fünf leben allein von ihrem Betriebsertrag. Die meisten Bauern haben einen Nebenerwerb, leben von AHV-Renten und Pensionen oder von der Substanz. Von den fünf Nur-Bauern sind zwei jünger als 45 Jahre.

Von allen Landwirten sind:

	20—40	41—50	51—60	61—70	über 70jährig
Ramosch	5	6	8	7	6
Vnà	2	4	6	5	1
Seraplana	1	—	6	—	—

Diese Zusammenstellung zeigt eine deutliche Überalterung der bäuerlichen Bevölkerung. In wenigen Jahren werden also mindestens noch zehn Betriebe eingehen.

2 Das Problem der Aussiedlung

Dies aber bedeutet nicht, dass das Kulturland dieser Betriebe unbedingt von andern übernommen werden kann; denn erstens dürften einige sogar noch gezwungen sein, ebenfalls Pachtland abzutreten, zweitens ist es den meisten kaum noch möglich, weiteres Land zu pachten, nicht nur, weil sie die Arbeit nicht bewältigen können, sondern weil die dazugehörigen Gebäulichkeiten fehlen (Heu- und Viehstall, Maschinenschuppen). Damit drängt sich die *Aussiedlung der Betriebe* auf. Diese wird sich in dieser Generation nicht erreichen lassen. Im Gespräch mit einzelnen Landwirten und zum Teil in meiner schriftlichen Umfrage stosse ich fast ausschliesslich auf ein Nein; nur wenige sind teilweise oder ganz dafür. Hier einige Gründe:

— *Per meis savair stuvevessan las pauperias restar insembel per plüss motivs; que sun: Far ir la muaglia, portar il lat, e trattar fats cumün.*

(Meines Erachtens sollten die Betriebe auch weiterhin in geschlossener Siedlung bestehen und zwar wegen der Viehweide, der Milchablieferung und der Behandlung der uns allen tangierenden Probleme der Bauernschaft.)

Die ersten beiden Gründe sind nicht stichhaltig genug. Die Betriebsweise müsste sich ändern. Der dritte Grund dagegen rührt etwas tiefer. Mein Gesprächspartner befürchtet einen vollständigen Zerfall des genossenschaftlichen Denkens, eventuell der gegenseitigen Hilfe, die unter guten Nachbarn immer noch üblich ist und in Notzeiten vorbildlich funktioniert. Also Furcht vor Entfremdung!

— *Na, que da massa blers cuosts e bleras difficultats l'inviern causa naiv sün via. E paurs giuvens avessan amo plü greiv chattar üna duonna, perche ch'ella tmess l'isolaziun e las lungas sairas d'inviern.*

(Nein, die Aussiedlung wäre zu kostspielig, und ausserdem ist bei starkem Schneefall alles noch viel komplizierter. Junge Bauern hätten zu allen anderen Schwierigkeiten noch schwerer, eine Frau zu finden, weil dieselben sich vor den langen Winterabenden und vor der Isolation fürchten würden.)

Die Begründung bezüglich Schneefall hat ihre Berechtigung. Wer Vnà kennt, muss zustimmen. Der Kostenpunkt spielt ebenfalls eine bedeutende Rolle und die Begründung wegen der Isolation ist in einigen mir bekannten Fällen aus anderen Gegenden zumindest in Betracht zu ziehen. Ob hier das Fernsehen Abhilfe leisten könnte?

— Herr C. in S. sagt ja zur Aussiedlung.

Schi, que füss ideel, la megladra soluziun.

(Ja, das wäre ideal, die beste Lösung.)

Er gibt keine Begründung an, lässt aber durchblicken, dass ich sie kennen müsse. (Raum für Ernteprodukte, Maschinenpark und rationellere Arbeitseinrichtungen.) Herrn C's Erfolge bestätigen die Richtigkeit seiner Denkweise, obwohl er als Pächter nicht aussiedeln konnte, aber am Dorfrand wohnt.

Die meisten von mir mündlich und nur indirekt befragten Landwirte — ich habe auf die indirekte Weise bessere Einsicht in die bäuerlichen Probleme erreichen können als durch die direkte Befragung — scheuen die Aussiedlung wegen der *Kosten* und der unsicheren Wirtschaftslage; denn:

— Trotz Subventionen sind die Kosten erheblich.

— Die Vorschriften sind nicht immer sinnvoll. Die Bedingungen sind oft so, dass der Neubau mit Subventionen nicht wesentlich billiger als ohne Subventionen zu stehen kommt. Auf der Basis einer Baugenossenschaft dürfte der Neubau lohnender sein. Die Bauart, wie sie von der Schweizerischen Vereinigung für Industrie und Landwirtschaft gefördert wird, mag praktisch sein, gefällt aber den meisten nicht. Der Bauwillige muss selber Landbesitzer sein oder einen 15- bis 20jährigen Pachtvertrag vorweisen können. Sein Vermögen darf einen relativ kleinen Betrag nicht übersteigen. Wie soll aber ein Landwirt ohne Betriebskapital frei und überlegt handeln und disponieren können?

Ich bin allerdings nicht ganz überzeugt, dass die Angst vor der Verschuldung allein massgebend sein soll. Im Unterbewusstsein spielen noch weitere Faktoren mit:

Entweder keine oder unsichere Nachfolgerschaft. Der Bauer plant, baut, züchtet und denkt für die nächste Generation. Er blickt in die Zukunft, und diese erscheint den meisten trübe.

In einigen, nicht wenigen Fällen sah und sehe ich, wie die Frau und Mutter still und unauffällig für eine «bessere» Zukunft ihres Kindes wirkt. Warum ist ihr Ideal ein Sohn, der kein Landwirt ist? Im vertrauten Gespräch sickerte der Wunsch durch, ihr Sohn möge einmal seiner Frau ein leichteres Leben bieten können. Weniger harte Arbeit, etwas mehr Freizeit, mehr notwendigen Luxus als nur das Lebensnotwendige und vielleicht einen weniger müden und von Sorgen bedrückten Mann. Wer will ihr das verargen? Sie hat ein schwereres Leben als eine Angestellten- oder Arbeiterfrau. Sie hat keine Ferien, keinen freien Tag, kein Sonnenbaden und Kinderspazierführen und oft das Gefühl, von der Umwelt nicht geachtet zu werden.

Aber schlummert nicht tief im Unterbewusstsein des romanischen Volkes die *Angst vor dem Alleinsein*? Jenem Trieb, der unsere Vorfahren zur geschlossenen Siedlung (Haufendorf) zwang, weil man vor den Unbilden der Natur geschützt sein wollte, entsprang auch das Bedürfnis nach Geselligkeit und hält sie womöglich heute in vermehrter Masse zusammen. Darauf deutet auch die Häufung von Maiensässen wie z. B. Val Mains, Pra San Peider etc.

Es kommt vielleicht noch hinzu, dass der romanische Bündner nicht allein Bauer mit Leib und Seele sein konnte. Es lebte in ihm ein tiefer Sinn für das Kunsthandwerk, das während langer Wintertage gepflegt wurde. Und trotz Heimweh verrät der Bündner, für den Engadiner trifft es meines Erachtens sicher zu, einen Zug zur Fremde, zum Abenteuer. Hatte er Glück, kam er zurück, um seinen Lebensabend im Kreis seiner Freunde, Verwandten und alten Bekannten zu verbringen. Und wieviele lebten ein Doppelleben? Im Sommer und Winter waren sie bedeu-

tende Hotelangestellte, in der Zwischensaison jedoch Bauern und unterschieden sich von den anderen höchstens durch ihre freiere Weltanschauung, niemals aber durch Kleidung oder sonstiges Gebaren.

Bei der *Anschaffung von Maschinen*, welche Tausende von Franken kosten (für Betriebe von 10 bis 15 ha), wird man mir entgegen halten, dass der Bauer keine Wahl mehr hat: Entweder Maschinen *und* Landwirtschaft oder gar *keine* Landwirtschaft. Das stimmt zwar; aber stehen nicht Investitionen und Betriebsgrösse in einem direkten Verhältnis? Maschinen sollten in 8 bis 10 Jahren amortisiert werden. Die meisten sind jedoch nur zu 30 bis 40% ausgelastet. Sofern der Einzelne die Maschinen sehr sorgfältig pflegt und sich von neuen, phantastischen Vertreterofferten nicht beeindrucken lässt, mag die Lebensdauer der Maschine erhöht und damit die Auslastung resp. Amortisation kompensiert werden. Die Möglichkeit einer genossenschaftlichen Anschaffung und Benützung wird nicht ins Auge gefasst. Auf meine diesbezügliche Frage erhielt ich in 60% der Fälle eine negative Antwort, und 20% haben Zweifel daran.

Beispiele:

— *Na, l'ora ais per tuots listessa. Il sulai nu spetta. Cur chi vain la plövgia fa que prescha.* (Das Wetter ist für alle gleich. Die Sonne wartet nicht. Wenn Regen droht, eilt es.)

— *Que gess sco culla vacha dal cumün!* (Was allen gehört, gehört niemandem!)

3 Ein «Ja» zur Scholle?

Ich möchte zur entscheidenden Frage kommen. In meinem Rundschreiben und im persönlichen Gespräch bin ich den folgenden *Fragen* nachgegangen und habe darauf nachstehende *Antworten* erhalten:

Perche vaivat tschernü quaiста vocaziun? (Warum habt ihr diesen Beruf erwählt?)

Perche ch'eu vögl esser liber. (Ich will frei sein.)

Our d'amur pe'l sögl patern. (Aus Liebe zur heimatlichen Scholle.)

Our da paschiun pe'l manster. (Aus Leidenschaft.)

La lavur i'l liber e'l müdamaint am plaschan. (Arbeit im Freien und der ständige Wechsel sagen mir zu.)

Plü am plescha esser patrun cu famagl. (Lieber Meister sein als Knecht.)

Eu sun uschè patrun e famagl, ma liber. (Ich bin beides, Meister und Knecht zugleich, aber frei.)
Frei sein, geht allen über Alles.

Turnessat a far da paur? (Würdet ihr nochmals diesen Beruf wählen?)

Schi, eu nu vuless far alch oter. (Ja, ich wollte nichts anderes tun.)

Das ist die immer wiederkehrende Antwort.

Che fess dabsögn per intimar ils giuvens da far da paur? (Was sollte eurer Meinung nach anders werden, damit die Jungen den Beruf begehrenswert finden?)

Meglders predschs per las trimmas. (Bessere Zuchtviehpreise.)

Plü entredgias. (Mehr Einnahmen.)

Predschs plü stabels. (Stabilere Preise.)

Plü idealissem davart da las duonas giuvnas. (Mehr Idealismus seitens der jungen Frauen.)

Main lavur, daplü dis libers, main lià. (Weniger Arbeitsstunden, mehr Freitage, weniger angebunden sein.)

Antworten einiger jüngerer Burschen:

«Zu schlecht bezahlt, keine Ferien, keine Aussicht eine Frau zu finden, zu wenig Rationalisierungsmöglichkeiten, unregelmässige Einnahmen.»

«Wenn wir mehr Land oder einen neuen und arrondierten Hof hätten, würde ich versuchen.»

«Ich würde umstellen, Viehzucht ist zu unsicher.»

Je mehr ich fragte, desto weniger fand ich Ansätze zu einem absoluten Ja zur Scholle. Meiner Meinung nach müssen sich zuerst die Verhältnisse ändern: Wohnbausanierungen, Güterzusammenlegungen, Konjunkturdämpfung. Die Arbeit der Frau muss unbedingt erleichtert werden, wenn das Problem der Frau als Bäuerin gelöst werden soll. Die Einstellung zur landwirtschaftlichen Bevölkerung muss positiver werden: Nicht Almosen und Mitleid, aber Verständnis und Unterstützung für berechnigte Belange. Die Bauern müssen unter sich mehr Kollegialität üben.

Im übrigen unterstütze ich Herrn R. Sommer, Kantonalen Verkehrsdirektor, in seinem Artikel vom 26. September 1970 im «Freien Rätier»: «Fremdenverkehr und Landwirtschaft als Partner» voll und ganz, da diese Verbindung beiden Teilen Nutzen bringt.